

# fürstin Laja.

Roman von Erich Eckenstein.

(6. Fortsetzung.)

Man ging bis ans Ende des Korridors, und da gab es wirklich zwei nette Schlafzimmern mit antiken Salons. Ein Balkon war allerdings nicht dabei, und die Aussicht ging auf einen Seitengang, der nicht sehr einladend aussah. Aber Sylvia fand die Zimmer reizend, und so blieb man dabei.

Das Gepäck wurde herbeigeschafft, und Rainer selbst schloß die Verbindungsthür zwischen den beiden Zimmern. Wenn da das Stubenmädchen münchlich — hier ist die Klingel! — sagte er.

„Danke!“ murmelte Sylvia, dann war sie allein und atmete auf. Vor die Thür des Nebenzimmers schob sie noch den Koffer, welcher ihre Garderobe enthielt.

Sie warf einen Blick um sich. Das Zimmer war nicht groß und lange nicht so vornehm wie die anderen, welche man ihnen zuerst gezeigt hatte, aber ihr kam es nützlich vor, weil sie darin nun endlich allein bleiben durfte.

Sie war nie in einem Hotel gewesen, und gleich beim Eintritt hatte sie alles bedrückt. Diese hübsche, persönliche Eleganz, die fremden Menschen, das Anstehen der Dienerschaft, das leise Klappern des Springbrunnens draußen und das Aufschlagen der Räder unten auf dem Kanal, über welchen schwarze Gondeln wie Geipenier glitten — das alles raubte ihr fast den Athem, machte sie bekommen und stimmte sie traurig.

Nie zuvor hatte sie sich so grenzenlos verlassen gefühlt. Und doch war es so gut, daß sie allein bleiben durfte!

Sie schloß die Korridorthür ab und warf einen Blick auf jene, die in Rainers Zimmer führte. Ah — gottlos — auch da steckte ein Schlüssel. Leise drehte sie ihn um. Nun fühlte sie sich erst ganz sicher.

Sie legte ihre Reisetasche ab, wusch sich, warf einen hellen Schlafrock über und streckte sich aufsteigend auf die kleine Chaiselongue, welche links vom Fenster stand. Eine große Müdigkeit überfiel Sylvia plötzlich, und sie schloß die Augen.

Halb im Einschlafen hörte sie aus dem Nebenzimmer, wie auch Rainer sich wusch, dann seine Schritte hin und her, ein Kofferschloß aufspringen, ein Zündholz anzünden, leise pfeifen.

„Jetzt raucht er“, dachte Sylvia, „und ist froh, daß er mich für eine Weile los ist.“

Dann wurde es auch drüben still, und sie schlief ein.

Es war schon dunkel, als Rainer vom Korridor her an Sylvias Thür klopfte. „Ist es dir recht, wenn wir ein wenig ausgehen, Sylvia?“

„Hörte sie ihn fragen.“ „Erst irgendwohin essen, dann vielleicht ins Theater?“

„Ja, mir ist alles recht. Ich bin gleich fertig.“

Die Antwort verdroß ihn gleich wieder. Er hatte sich inzwischen eingeredet, daß ihre Gleichgültigkeit während der Fahrt aus Müdigkeit entspringen war, und hoffte im Stillen, daß sie nun, nachdem sie ausgeruht, auch ein wenig lebhafter sein würde. Statt dessen die Worte: „Mir ist alles recht!“

„Sieh dich aber warm an“, rief er noch durch die Thür, „es ist verdammt kalt draußen.“

Gehorham zog Sylvia ein blaues Tuchkleid an und einen warmen Abendmantel darüber. In fünf Minuten war sie fertig.

„Gast du dich schon ein wenig von der Reise erholt?“ fragte Rainer höflich, ihr den Arm bietend.

Sie antwortete ebenso höflich: „Danke — ja.“

Daraufhin gab er es auf, ein Gespräch zu führen. Sie gingen hinab und fuhrten nach dem Canal grande. Es war wirklich sehr frisch draußen, aber die vielen blühenden Lichter, welche sich im Wasser spiegeln, die Gondeln ringsum, die funkelnden Sterne am Himmel und der Mondschein, welcher geisthaft über den Palästen und der Kirche Santa Maria della Salute schimmerte, ließen Rainer wenigstens das vergessen, und sein Blick glitt leuchtend darüber hin.

Auf Sylvia schien es nicht den mindesten Eindruck zu machen. Fröstelnd in ihren Abendmantel gehüllt, lehnte sie in der Gondel und blickte in das Wasser.

„Einfach prächtig!“ dachte Rainer verwehelt. „Sie hat weder Sinn für Natur noch für irgend etwas!“

In einem Restaurant am Marinplatz wurde ein kurze Mahl eingenommen, dann ging es nach dem Theater. Natürlich wurde italienisch gespielt, aber Sylvia verstand ja Italienisch, und dann war auch sehr viel Ausstattung dabei. Trophem blieb sie während der ganzen Vorstellung kühl und gleichgültig.

Als Rainer sie fragte, wie es ihr gefallen habe, antwortete sie wie gewöhnlich: „Danke — gut.“

Er führte sie jetzt in eine echte Osteria und hoffte, daß es sie interessieren würde, aber es war daselbe. „Danke — ja. Danke — nein. Danke — gut.“ — war alles, was sie sprach.

„Herrgott!“ wüthete er innerlich, „wird das denn immer so fortgehen?“ Dann fiel ihm ein, daß es vielleicht doch immer noch mädchenhafte Scheu vor ihm war, was sie so stumm machte. Aber er war ja so rücksichtsvoll, als man nur sein konnte, er drängte ihr ja seine Liebe nicht auf — welchen Werth hätte auch ein Kuß oder Händedruck haben können, der widerwillig gegeben war?

Dazwischen dachte er an ihr zutraulich-zärtliches Wesen als Braut. Da hatte sie ihn doch gerne und willig geliebt, hatte so lieb geplaudert. Kennstige sie die Furcht vor der Ehe? Die Fremde? Er begriff sie wirklich nicht.

Dann machte er Pläne für die Zukunft. So wie er sich diese Reise durch Italien gedacht hatte, war es nun nichts. Man mußte etwas anderes beginnen. Erst hatte er die Gallerien, Kirchen und sonstigen Kunstschätze für diesmal beiseite lassen und nur Volksleben und Natur des Südens mit ihr genießen wollen; der ästhetische Kunstgenuss, welcher Italien für den Fremden so anstrengend und ermüdend macht, konnte ja später nachgeholt werden. Jetzt wollte er es umgekehrt machen. Bisher betrachtete sie in Gallerien eher auf. Für morgen hatte er die Zusammenkunft mit Weiber verabredet, der konnte ihnen dabei ganz nützlich sein. Auch war es entschieden amüsanter zu dreien!

Es war Mitternacht, als sie ins Hotel zurückkehrten. Rainer fühlte sich ermüdet und gereizt. Er wartete Sylvias Worte gar nicht erst ab, mußte er doch, daß sie allein sein wollte, und reichte ihr vor der Thür ihres Zimmers die Hand. „Gute Nacht, Sylvia“, sagte er kühl, „schlaf wohl!“

„Gute Nacht!“

Einen Augenblick lag ihre Hand in der seinen, und ein kurzer dankbarer Blick streifte ihn; dann war sie verschwunden.

Ihm war, als müsse er hellauf laden. Das war nun eine Hochzeitsreise! Darum beneidete ihn wohl mancher gar!

Pöblich blieb er mitten in seinem Zimmer vor einem Gedanken getroffen stehen. Ob Sylvia wohl ebenso kalt und langweilig und gleichgültig wäre, wenn ein — anderer Mann sie gebeitrath hätte? Walter v. Sternberg zum Beispiel, von dem Beneda ja behauptet hatte, daß er sie liebe?

Rainer wußte selbst nicht, woher ihm dieser Gedanke kam. Es war ja ganz thöricht, denn er hätte tausend Eide schwören mögen, daß sie nie einen anderen Mann lieber gehabt hat, als ihn selbst. Noch sah er das wunderbare Aufleuchten in ihren Augen, wenn er nach Wahrenberg kam, noch hörte er den zitternden Ton voll Glück und verhaltenster Leidenschaft in ihrer Stimme, als sie ihm nach seiner Werbung von ihrer Liebe gesprochen hatte.

Wohin war das gekommen? Wer hatte es ihm geraubt. Es hatte ihn doch trotz allem beglückt, mehr als er damals selbst gewußt hatte. Es war wie ein leuchtender Stern gewesen in der dunklen Nacht, welche sonst seine Heirath umgab.

Seufzend begab er sich endlich zur Ruhe.

In anderen Tagen begann man in Weibers Begleitung mit der Besichtigung von Gallerien, Kirchen und alten Palästen. Anfangs war Sylvia auch da noch schüchtern und einsilbig, aber allmählich begann sie doch aufzutauen, interessirte sich für die Dinge, welche man ansah, und plauderte schließlich unbefangenen mit Weiber.

Der junge Maler war ganz begeistert von ihr und konnte ihre rothe Fragensraut und ihr natürliches Verständniß für Kunst nicht genug rühmen. Er war ein Wiener Kind, hatte dann viele Jahre in München verbracht und besah jenen ungenirten gemüthlichen Ton im Umgang, welcher die dortige Künstlerwelt auszeichnet, dabei etwas Naiv-Kindliches, das Sylvia zuweilen förmlich rührte.

Wenn er sie oft mitten im Gespräch begeistert unterbrach: „Bitte, bleiben Sie so, Gräfin — nur einen Moment, den Kopf so geneigt und die Hände im Schooß gefaltet — es ist ein entzückendes Bild!“ — dann lachte Sylvia, aber sie that ihm den Gefallen und blieb in der Stellung.

Oder wenn er ihr irgend ein Bild erklärte, geschied die Lebensgeschichte seines Schöpfers einfließend, und die Art seiner Entstehung, dann forderte Sylvia gespannt zu, und ihr Bild wurde weich und träumerisch dabei.

Rainer aber stand daneben, unbeachtet, stumm, überflüssig. Nie wandte sich Sylvia an ihn mit einer Frage, nie ging sie auf seine Bemerkungen ein, und kaum waren sie allein, so versank sie wieder in tödtliches Schweigen.

Sollte er Grund haben, eifersüchtig zu sein? Nein, der Maler als Mann war ihr völlig gleichgültig, das konnte auch ein Blindler sehen. Und um eifersüchtig zu sein, hätte er sie auch lieben müssen.

Aber es ärgerte ihn doch von Tag zu Tag mehr, wie Sylvia ihn behandelte. „Ewig unter Null!“ dachte er mit wachsender Bitterkeit.

Auch sonst verstimmte ihn vieles. Am dritten Tag ihres Benediger Aufenthaltes hatte er einen langen Brief von Laja Lambach bekommen. Sie gab sich alle Mühe, heiter zu schreiben, aber zwischen jeder Zeile stand doch ein langes Lied von Sehnsucht und Trauer. Bereuete sie ganz eingeschneit. Da sah nun Laja, die strahlende, lebenslustige Laja, allein mit der immer tränklichen Leders, ging nirgends hin und empfing niemand, denn außer der Fürstin Federn, welche auch den Winter über in ihrem Wolfsberg blieb, waren alle Nachbarn in die Stadt geflüchtet. Das Reiten freute Laja nicht mehr, seit Rainer nicht mehr dabei sein konnte. Briefe schreiben? An wen? „An die Graden vielleicht — das wäre tödtlich. Tante Sophie will nichts mehr von mir wissen, wir haben uns sehr kühl getrennt — und an Lunderer? Mein Gott, den interessiert ja nicht, was ich thue, da schreib' ich wohl so hin aus Pflichtgefühl — Vergnügen ist das keines. Wirklich schreiben, wie mir uns Herz ist, kann ich nur dir! Ich darf doch?“

„Arme Laja!“ dachte Rainer. „Welch ein Leben für dich!“

Seufzend faltete er den Brief zusammen und steckte ihn in die Tasche. Dann blickte er auf Sylvia. Sie sah eben beim Frühstück im Wintergarten des Hotels.

„Laja Lambach hat geschrieben“, sagte er. „Sie läßt dich herzlich grüßen.“

„Danke!“ kam es eifrig zurück. Dann erhob sich Sylvia. „Ich will ein wenig Toilette machen“, sagte sie. „Wir wollen doch heute in den Dogenpalast — nicht?“

„Ja. Um zehn Uhr halt uns Weiber ab.“

Er sah ihr finster nach. Dann überkam ihn plötzlich eine große Sehnsucht nach Laja. Zimmer wieder kam der Gedanke: wie anders wäre es, wenn ich mit ihr wäre! Konnte das wirklich nur Freundschaft sein, was ihr Bild immer vor seine Seele zauberte? So fragte er sich bekommen.

Warum hatte sie nicht in den Vorschlag einer Scheidung von Lambach gewilligt! Es wäre alles, alles anders gewesen, besser, reiner, schöner, für ihn und — auch für sie. „Ich hätte nicht nachgeben dürfen, nie in diese Heirath willigen! Nun sind wir beide elend!“

Dann ging das Wandern durch Paläste und Kirchen, über Plätze und Brüden wieder an. Weiber spielte den Cicerone, war entsetzlich galant, manchmal wirklich begeistert, brachte Sylvia Rosen und gab ihr Rathschläge in Bezug auf ihre Toilette, welche einiger Ergänzung bedurfte. Und sie hörte voll Interesse zu, nahm dankend seine Blumen und entwickelte eine fabelhafte Gelehrigkeit in Bezug auf Kleider, Stoffe und Hüte.

Als ihr Rainer zu diesem Zweck eine Summe zur Verfügung stellen wollte, lehnte sie kühl ab. „Danke — Großmama hat mich genügend versehen.“

Es kam Rainer fast so vor, als wolle sie von ihm nichts annehmen. Von dem ganzen Schmutz, welchen er ihr gegeben hatte, trug sie nicht ein einziges Stück. Nur die Brosche von Walter Sternberg sah er täglich an ihr.

Er war so unzufrieden mit ihr, mit sich, mit aller Welt, daß er zuletzt ungerecht wurde. Früher, in Wahrenberg, hatte er immer an ihrer Toilette genötigt, nichts war ihm schön und elegant genug, und jetzt, wo Sylvia die Kunst, sich gut zu kleiden, unter dem Einfluß eines künstlerischen Geschmades lernte, war es ihm wieder nicht recht. Freilich, sie machte es nicht wie Laja, welche jede Mode mit heiligem Ernst bis ins kleinste gewissenhaft mitmachte. Sie wählte ganz selbstständig nur das, was zu ihrer Person wirklich paßte, und ließ die herrschende Mode nur gelten, wo sie ihr gut stand.

Weiber hatte sie überzeugt, daß zu ihren frischen Farben und ihrer hohen Figur nur gedämpfte Töne und schwere Stoffe mit künstlerischem Faltenwurf paßten, daß ihr welliges Haar mit dem rötlich goldenen Schimmer möglichst lose aufgesteckt getragen werden mußte. Kein Knoten im Nacken, kein aufstehender Schoß über der Stirn — alles mehr an den Seiten leicht gebauht, möglichst natürlich mit ein paar losen Locken in die Stirn.

Sie sah jetzt unendlich schön und vornehm aus, aber Rainer wollte das nicht sehen.

„Ich beargweine nicht, wie du so blindlings thun kannst, was folgt ein verrückter Maler dir rath!“ sagte er eines Morgens erbittert. „Oder willst du ihm etwa gefallen dadurch?“

Sylvia sah ihn groß an, ohne zu antworten.

„Na — daß er in dich vernarrt ist, sieht man ja!“ fuhr er geärgert fort. „Aber es ist doch —“

„Bitte, willst du nicht lieber derartige Behauptungen für dich behalten? Ich glaube nicht, daß ich mich irgendwie unpaßend benehme oder kleide.“

Er schweig. Es war ja wahr — ihr Benehmen war tadellos. So sicher und vornehm, daß er sich manchmal im Stillen wunderte, woher sie es nur hatte, so plötzlich die große Dame zu spielen — sie, die kleine Sylvia Wahrenberg, die nie in der Welt gelebt hatte!

Aber die ärgerliche Stimmung, in der er sich nun fast beständig befand, drängte immer wieder heraus.

„Warum trägt du eigentlich auf einmal all die Kleider nicht mehr, welche du von daheim mitbrachtest? Sie waren doch sehr geschmackvoll und mit feinem Verständniß gewählt?“

„Weil ich sie nicht selbst gewöhlt habe. Ich kleide mich nicht gerne nach dem Geschmack anderer.“

Er verstand ganz gut, wem sie meinte, und fühlte sich im Stillen für Laja getränkt. Aber er sagte nichts mehr. Schließlich war es ja gleichgültig. Von ihm aus mochte sie sich in Seide oder Sackleinwand kleiden.

## 11. Kapitel.

Von Benedig ging es weiter nach Süden. Verona, Mailand, Florenz, Pisa — überall blieben sie einige Zeit, bekamen, was zu sehen war, und reisten dann wieder weiter.

„Aber im Grunde ist es eigentlich kein Reisen“, dachte Rainer, „sondern ein zweckloses Vorwärts, eine Flucht vor uns selbst.“

Sie machten da und dort flüchtige Bekanntschaften, denn Sylvia fiel überall auf durch ihre Schönheit und ihr vornehmes Wesen, im Grunde blieb zwischen ihnen selbst alles genau so, wie es am ersten Tage gewesen war.

Von Weiber hatte man sich bei der Abreise von Benedig getrennt. Er gab vor, irgendwo in der Nähe von Perugia Studien machen zu wollen. In Wahrheit hatte sein leicht entschlossener Künstlerherz durch das häufige Beisammensein mit Sylvia ernstlich Feuer gefangen, und er trachtete nun, da er die völlige Ausschließlichkeit seiner Gefühle erlangte, sich in Sicherheit zu bringen.

Sylvia hatte keine Ahnung von Weibers Zustand und bedauerte sein Scheiden innerlich. Denn nun, da sie beide wieder allein aufeinander angewiesen waren, hielt es viel schwerer, sich auszuweichen.

Inzwischen kam der Frühling ins Land. Der ganze lachende Zauber des Südens that sich vor Rainer und Sylvia auf, aber sie hatten keine Augen, ihn zu sehen, keine Seele, ihn freudig zu empfangen.

Auch Rainer nicht, so empfänglich er sonst für alles Schöne war. Er brauchte nur Sylvia anzusehen, wie lieblich und freundlich sie gegen jedermann war, und wie kalt und stumm gegen ihn, um sofort mißgestimmt zu werden.

Jedesmal in solchen Stimmungen flüchtete er zu Laja, schrieb ihr lange Briefe oder sandte wenigstens rasch von irgend einer Station aus einen kurzen Gruß an sie. Er hatte es ausgegeben, sich einzureden, daß er nur Freundschaft für sie empfinde. Der Briefwechsel mit ihr war sein Trost. Sylvias Benehmen trieb ihn ja geradezu zu ihr zurück.

Auch Laja schrieb viel. Ganze Bücher manchmal. Ihr Mann war zu rückgekehrt, und sie verstanden einander weniger denn je; da war es schließlich natürlich, daß auch sie immer öfter an den ferneren Freund schrieb, der sie so gut verstand.

Sylvia hatte nie einen Brief von der Fürstin gesehen, auch richtete Rainer ihr längst keine Grüße mehr von ihr aus, aber sie merkte wohl, daß er in jeder Stadt immer zuerst auf das Postamt ging, daß er sich stundenlang einschloß, um zu schreiben, und daß sein Blick nachher stets etwas Leuchtendes hatte.

Sie litt namenlos darunter, war aber viel zu stolz, um es zu merken zu lassen. Mit wachsender Bitterkeit sagte sie sich, daß sie völlig machtlos war den beiden gegenüber.

So erreichte man Terontola, wo Rainer einige Tage bleiben wollte, um sich von dem ewigen Herumlaufen in Gallerien und Kirchen ein wenig zu erholen, ehe der Kummel in Rom von neuem losging. Florenz hatte sie beide arg mitgenommen.

Seine Kraben waren bis zu krankhafter Greizbarkeit gespannt, und Sylvia erging es nicht viel besser, obwohl sie sich härter in der Gewalt hatte.

Wie gewöhnlich nach auch hier Rainers erster Gang nach dem Postamt. Sylvia sah inzwischen in ihrem nichts weniger als behaglichen Hotelzimmer und schrieb an Tante Sophie. Sie berichtete sehr ausführlich über alles, was sie in Florenz gesehen hatte, und erwiderte sich eingehend nach allen Kleinigkeiten in der Heimath. Ob der Apfelbaum vor Tante Dolls Fenster schon blühte, ob der Freiherr wieder eine neue Patience erfunden habe, und wie das Räthchen der Schweizerschuh — Walters Stolz — gebehe? Ueber sich und Rainer schrieb sie kein Wort.

Sie war eben fertig mit ihrem Bericht, als Weiber nebenan in sein Zimmer treten hörte. Er ging mit langen Schritten hin und her und senkte zuweilen tief auf.

Sylvia stand auf und begann

Toilette zu machen, denn es war bald Zeit zum Speisen. Rascher sollte eine Spazierfahrt gemacht werden, zu welcher der Wagen schon bestellt war. Der Wirth hatte ihnen erzählt, daß in der Umgebung alte Bauwerke aus der Römerzeit ständen, und Rainer hatte erklärt, daß man das ansehen müsse. So war wenigstens wieder ein Nachmittag mit Anstand todtgeschlagen.

Sie kleidete sich in ein graublaues Kostüm mit duftiger Bluse, steckte Walters Brosche an und trat dann hinaus, auf den Korridor, um ihren Mann zu erwarten, denn es war wie ein frühlingsweidendes Uebereinkommen beider, daß sie einer des anderen Zimmers nicht beträten.

Rainer kam auch gleich, als er Sylvia draußen hörte. Er sah blaß und verstimmt aus.

Bei Tisch sagte er plötzlich unermittelt: „Du wirst so gültig sein, mich nach Tisch bei der Fahrt zu entschuldigen. Ich bin nicht in der Stimmung, auszufahren und — habe auch zu thun.“

Sylvia wollte schon fragen, was das wäre, aber sie unterdrückte die Frage und sagte ruhig: „Dann fahre ich selbstverständlich auch nicht.“

„Weshalb sollst du meinetwegen zu Hause bleiben? Es hätte ganz und gar keinen Zweck, da meine Gegenwart doch zweifellos kein Vergnügen für dich bedeutet. Ich bin sogar überzeugt, daß du dich allein besser unterhalten wirst.“

Sie erwiderte nichts, sondern blickte nur stumm auf ihren Teller.

Da septe er fast heftig hinzu: „Ueberhaupt brauchst man sich ja nicht wie Ketten aneinander zu hängen. Das Recht, einmal für sich allein zu bleiben, kann man auch in der Ehe beanspruchen.“

Die Thränen stiegen Sylvia auf bei diesem Ausfall. Mit Gewalt drängte sie aber dieselben zurück und antwortete kalt: „Es fällt mir gewiß nicht ein, dir lästig zu fallen.“

„Also!“ sagte er etwas bekümmert. „Der Wagen ist ja nicht mehr abzugeben, und die Fahrt wird dir gewiß gefallen. Ich werde indessen sehen, was sich für den Abend unternehmen läßt.“

So fuhr Sylvia also allein. Die Fahrt war sehr schön längs des Trasimeners Sees, aber sie sah gar nichts davon, denn immer wieder stiegen ihr die Thränen in die Augen, wenn sie an die ganze Trostlosigkeit ihres Lebens neben Rainer dachte.

Endlich hielt sie es nicht länger aus, ließ den Wagen halten und stieg aus. Ein schmaler Pfad bog von der Straße ab zwischen Pappelfenstern auf der einen und Obstbäumen auf der anderen Seite. Mechanisch schlug sie ihn ein, weil er so ganz einsam und verlassen schien. Jetzt kamen Heusen und dann eine Art Wald, hübsch und dicht, aus allerlei Bäumen und Sträuchern bestehend.

Kein Mensch war zu sehen. Da legte sie sich auf einen Felsblock und begann leise vor sich hin zu weinen wie ein kleines Kind, das sich heimlangt. „Ich denn noch irgend ein Mensch auf Erden so gottesarm und verlassen wie ich?“ dachte sie verzweifelt. „Was soll ich denn nur thun? Was soll ich nur thun? — Soll ich im See dort drüben der Qual dieses schrecklichen Lebens ein Ende machen? Oder soll ich Rainer auf den Knien anflehen, mich freizugeben?“

Zimmer wider wurde Sylvias Schlußgen. Da erlangen in den Büschen hinter ihr Schritte. Jemand näherte sich, erschrocken sprang sie auf, wandte sich um und starrte entsetzt zwischen das Lorbeer- und Myrtengewächs. Ihr erster Gedanke waren Männer.

Da tauchte aus dem grünen Gemirr ein neugierig späherndes Gesicht auf, und im nächsten Augenblick rief der Maler Weiber überrascht: „Sie hier, Gräfin Riedberg?“

„Nun arbeitete der Maler sich hastig durch bis ganz heraus auf den Weg.“

„Welche Ueberraschung!“ stieß er ganz aufgeregt über dieses unerwartete Wiedersehen heraus. „Sie, Gräfin, hier, am Trasimer See!“

„Und Sie! Wie kommen Sie hierher?“

„Ich wollte doch nach Perugia. Nun hab' ich vor ein paar Tagen da drinnen eine materielle alte Kapelle entdeckt, fast ganz verwachsen, fabelhaft stimmungsvoll. Die male ich jetzt. Dabei höre ich jemand —“

Er brach verstimmt ab.

Sylvia wurde blutroth unter dem mildeidigen und zärtlichen Blick, der über ihr verzerrtes Gesicht glitt. Hastig strich sie sich das Haar aus den Schläfen und richtete sich straff auf.

„Ein — ein sonderbarer Zufall!“ sagte sie unsicher und wandte sich halb ab, um zurückzugehen.

„Ja — ein sehr sonderbarer Zufall!“ murmelte Weiber, ohne den Blick von ihr zu wenden. „Oder ist es eine Fügung? Wo ist Ihr Herr Gemahl?“

„Am Hotel — in Terontola!“ Sylvia verzerrte sich immer mehr unter Weibers Blick und in dem Bewußtsein, daß er Zeuge ihres fassungslosen Weinens gewesen war. „Er hatte nicht Zeit, mich zu begleiten. So fuhr ich allein. Heute Morgen kamen wir an von Florenz — und — bitte, lassen Sie sich nicht über den Malen. Sie haben doch Ihre Sachen noch dort bei der Kapelle?“

„O, die sind ganz sicher! Also Ihr Herr Gemahl hatte nicht Zeit, Sie zu begleiten? Und Sie sind auf der Hochzeitsreise?“

Er hatte plötzlich einen Entschluß gefaßt. Er war vor ihr gesunken, aber das Schicksal selbst führte sie ihm selbst wieder zu. Das Schicksal selbst zeigte ihm, wie es um ihr Glück stand, denn so herzbrechend weinte keine Frau, die liebt und sich geliebt sieht. „Sei kein Narr, Hans!“ fuhr es ihm durch den Kopf. „Nütze die Gelegenheit. Greif zu, jetzt oder nie muß sich zeigen, ob du eine Hoffnung hast!“

So griff er nach Sylvias Hand und umarmte sie, stehen zu bleiben.

„Gräfin“, sagte er mit vor Erregung gedämpfter Stimme. „Es ist kein Zufall, der uns hier so unerbittlich zusammenführt — es ist der Wille des Schicksals. Ich habe mich in Benedig von Ihnen losgerissen mit blutendem Herzen, weil ich Sie liebe und weil ich Ihren Frieden nicht stören wollte. Aber nun, da ich sehe, wie es um diesen Frieden in Wahrheit bestellt ist, soll nichts —“

Sylvia, welche ihm erst fassungslos zugehört hatte, riß ihre Hand jääh aus der seinen und rief empört: „Herr Weiber, kein Wort mehr! Wer giebt Ihnen ein Recht, so zu mir zu sprechen!“

„Ihr Unglück! Schon in Benedig ahnte ich es, und nun weiß ich es: dieser Mann, dem Sie angehören, liebt Sie weder, noch verdient er Sie. Er macht Sie nur elend, und das kann ich nicht ertragen.“

Jeder Blutstropfen war aus Sylvias Gesicht gewichen. Jetzt wandte sie sich hochmüthig ab. „Genug. Entfernen Sie sich und wasen Sie nach der Schmach, welche Ihre Worte mir anthaten, sich nie mehr in meine Nähe.“

Mit raschen Schritten entfernte sich Sylvia, um die Landstraße und damit ihren Wagen zu erreichen.

Weiber stand einen Augenblick wie betäubt. Dann stürzte er ihr nach. „Sylvia — nicht so — nur ein Wort — haben Sie Erbarmen —“

Sie wandte den Kopf nur halb, und ein Blick traf ihn, so eisig, so voll Verachtung, Zorn und Empörung, daß er wie angepöbelt stehen blieb und nicht wagte, ihr weiter zu folgen.

Athemlos erreichte Sylvia den Wagen und maß sich hinein. „Zurück!“ sagte sie finster und lehnte sich mit einem zitternden Seufzer in die Rückenlehne.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ausgabenliste der Stadt Revo Port soll d. J. um \$13,000,000 erhöht werden. Das ist eine köse Zahl — für die Steuerzahler.



Nachbar: „Was ist denn los; Sie sind ja ganz aus dem Häuschen?“  
Der Klavierkünstler lacht, gleich kommt „musikalischer Besuch!“  
Nachbar: „Das Klavier steht ja offen!“  
„Na eben; ich will's abschließen!“